



Margret Schepers
... und wir träumten
vom Matriarchat

Roman



KURPFÄLZISCHER VERLAG
HEIDELBERG



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Margret Schepers:

... und wir träumten vom Matriarchat. Roman

© 2026 Kurpfälzischer Verlag Heidelberg

Abbildung: Einbandvorderseite, Heide Hatry

Covergestaltung: Anna Rink

Druckerei: City Druck Heidelberg

Printed in Germany: gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier

ISBN 978-3-910886-17-9



Druckprodukt mit finanziellem
Klimabeitrag
ClimatePartner.com/10331-2601-1003



*Für meine Mama und alle Frauen –
Schwestern, Töchter, Freundinnen, Kolle-
ginnen, Zufallsbekanntschaften ... –, die
mir gezeigt haben, wie schön, schwierig
und unverzichtbar der Zusammenhalt
und die Freundschaft unter Frauen sind.*





Dieser Roman ist inspiriert von den Siebziger Jahren in Heidelberg, Personen und Handlung dieses Romans sind aber erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



*Sing keine Lieder vor meinem Fenster
Du weckst nur meine Mutter auf
Sie liegt bei mir mit einem Messer
Und sagt, nie werd ich deine Frau ...*

*Von heute an gibt's mein Programm –
Lieder von Frauen / Frauenoffensive*

Heidelberg 1976

Susa findet kaum die Armlöcher in ihrem taubenblauen Kleid, der Reißverschluss klemmt, die Pumps stellen sich quer. Theresa hat sie hergeschickt: »Zieh dir was Weitausgeschnittenes an, mach auf naiv und unbedarf, das kannst du doch gut. Flirte ihn an und ...« – der Rat schien ihr besonders wichtig zu sein – »sei hartnäckig«.

Also bleibt Susa vor dem Schreibtisch stehen, hinter den sich der Frauenarzt verschanzt. Er war vorhin einigermaßen freundlich, sagte nur: »Ich verschreib die Pille, aber ich mach mich doch nicht strafbar.«

Sie muss es noch mal versuchen: »Ich will das Kind nicht. Können Sie mir nicht doch helfen? Bitte!« Susa tritt einen Schritt vor, versucht seine Schulter zu berühren.

Aber der Mann schlägt ihre Hand weg: »Halten Sie den Mund!« Seine Stimme klingt drohend, einschüchternd. »Seien Sie froh, wenn ich Sie nicht anzeige!«

Susa rennt an der Sprechstundenhilfe vorbei aus der Praxis. Vor der Tür des Altstadthauses fängt sie haltlos an zu schluchzen. Jetzt ist Susa nicht nur verzweifelt, sie hat auch noch Angst. Und keine Ahnung, was sie tun soll. Sie hat ein paar Studentinnen aus dem Seminar, mit denen sie ab und zu Kaffee trinken geht, gefragt, vorsichtig. Sie haben alle mit den Schultern

gezuckt, einige waren pikiert, haben von ungeborenem Leben gefaselt, sie schief angeschaut. Die werden bestimmt nicht mehr mit ihr reden. Nur Theresa hat sich auf ihr Problem eingelassen. Sie hat von London erzählt, wo eine Abtreibung mindestens sechshundert Mark kostet, von Belgrad, gleich mit der Horrorstory, dass eine aus ihrem Internat auf dem Rückweg verblutet ist, und überhaupt – wo soll Susa das Geld hernehmen, um nach Jugoslawien zu kommen? Es muss hier sein. Die Genossinnen kann sie nicht fragen. Die würden gleich zu Karl laufen. Ihr fallen Geschichten aus diesen Groschen-Marlitt-Romanen ein, in denen Frauen vergeblich Petersilie in ihre Möse stecken, verbluten, sich mit Kleiderbügeln aufschlitzen, auf Küchentischen vergewaltigt werden. Am Ende lassen sie sich von den reuigen/ erfreuten/ mitleidigen Kindsvätern erleichtert in die Arme schließen und zum Traualtar geleiten.

Das soll die einzige Möglichkeit sein?

Susa ist weggelaufen.

»Die Organisation besorgt uns eine Zwei-Zimmer-Wohnung, ich bekomme Geld für meine Parteiarbeit, du kannst sogar weiter studieren.«

Es war kein Gespräch, es war ein Monolog. Von Karl. Sie hat lange gebraucht, bevor sie es ihm gesagt, bevor sie es selbst geglaubt hat. Ist vom Bett gehopst, sogar auf den Tisch ist sie geklettert, aber sie hat nicht gewagt zu springen – zu weit oben.

Und erst, als Karl sagte: »Du hattest schon so lange keine Tage nicht mehr«, wurde es wirklich real, unausweichlich: Sie will die Worte noch immer nicht in den Mund nehmen, sie noch nicht einmal denken – und doch: Sie ist schwanger. Sie bekommt ein Kind, wenn nicht – ja was?

Karl hat vorsichtig, liebevoll gesprochen, aber Susa spürt



etwas Lauernendes, kann das Drängende, latent Frohlockende in seiner Stimme kaum aushalten. Er freut sich, und sie freut sich nicht – schon gar nicht mit ihm. Eigentlich sogar wegen ihm. Karl bemüht sich, will nett, hilfreich sein, einfühlsam; aber Susa findet ihn nur nervig und schrecklich. Er zieht gar nicht in Betracht, dass sie das Kind nicht will. Sie liebt ihn nicht mehr, kann sich nicht vorstellen, ihn je geliebt zu haben. Nein, eher wird sie ins Wasser gehen. Sie setzt sich auf die Treppenstufen und denkt über Kleiderbügel und Nagelfeilen nach. Unvermittelt trifft sie ein Tritt in den Rücken.

»Was machen Sie sich hier auf der Treppe breit? Unverschämt.«

Ausgerechnet der fiese Frauenarzt steht hinter ihr. Sie war seine letzte Patientin.

Susa stolpert davon in Richtung Hauptstraße. Von Weitem hört sie Musik. Eine hohe Sopranstimme singt die Melodie einer bekannten Folkballade. Die Verse sind neu und übertönen die Demütigungen durch den Arzt, ihre desolate Situation.

»Drum geh, um mich brauchst du nicht werben, dein Eigentum will ich nicht sein ...«

Ein Zauber geht von dem Gesang aus. Susa folgt ihm.

Heidelberg 2018

Sie stand an der Tür zur Veranda und sah der Amsel zu. Die flog von dem zerfledderten Apfelbaum auf den Spitzahorn, setzte sich wie immer auf den linken Ast, reckte ihren Kopf und sang. Susa wartete, dass eins der Eichhörnchen durch das Laub flitzte. Sie musste sich einen Ruck geben. In vier Wochen ging ihr Flug. Sie würden das Haus möbliert vermieten. Noch



war nicht klar, an wen. Aber alles, was sehr persönlich oder ihr wichtig war, wollte Susa zusammenpacken und auf dem Dachboden sicher verstauen. Alles, was IHR wichtig war. Die Kinder fühlten sich nicht zuständig. Sie hatten ihre eigenen Leben. Und Abraham war alles über den Kopf gewachsen in den Wochen vor seiner Abfahrt.

Das Geburtstagsservice ihrer Mutter hatte Susa schon eingepackt. Das Meißner Porzellan lag ihr nicht am Herzen. Musste sie eben darauf hoffen, dass die Mieter es nicht zerdeppern oder verscherbeln würden. Bald war sie in Buenos Aires. Dann war ihr das sowieso egal. Sie hatte das Geschirr nie gemocht.

»Mama, was willst du zwei Monate allein in dieser riesigen Stadt? Du kannst doch noch nicht einmal richtig Spanisch. Auf welchem Level bist du? A2?«

Ihre Älteste. Lisa. Immer besorgt um ihre Mutter. Susa ließ das Mädchen, das sie einmal gewesen war, in sich aufsteigen – das unbeschwerte, gedankenlose, chaotische, anarchische. Sie würde es genießen. Niemand und nichts, dem sie verpflichtet war. Niemand, mit dem sie reden musste. Naja, ehrlich gesagt: konnte. Eine Erholung. Nur laufen, schauen, glotzen, träumen. Vormittags Sprachkurs, unverbindliche Gespräche. Auf Distanz, aber Kontakt. Sie hatte eine mini-kleine Wohnung in einem Stadtteil namens Palermo gemietet. Airbnb. Die Vermieter klangen nett, wohnten nebenan und sprachen Englisch. Sie würde sich frei fühlen. Und im Juli das Treffen mit Abraham. In Montevideo. Fünfunddreißig Jahre waren es dann her, dass sie sich kennengelernt hatten. Sie hatten immer davon geträumt, durch diese Stadt zu flanieren. Wussten nicht mehr warum. Doch die Bilder hatten sich nie verflüchtigt. Al-

lein deshalb mussten sie das tun. Susa sang und packte noch die Kristallgläser ihrer Tante ein. Es lebe die Inkonsequenz. Und die Hummel-Figuren, die die Kinder so liebten. So viel Ballast. Susa seufzte, sie würde bis in die Nächte räumen, wenn sie so weitermachte ...

Das Festnetztelefon klingelte. Sollte sie es abmelden? Sie musste mit der Agentur reden. Sie hatten noch einiges zu besprechen, der Vertrag war noch gar nicht unterschrieben ...

»Janssen ...«

»Susa?«

Sie kannte die Stimme. Hannah. Sie begegneten sich so gut wie nie. Früher manchmal in dem großen Biosupermarkt, als Hannah noch dort um die Ecke wohnte, auf der anderen Seite des Neckars. Ab und zu konnten sie sich nicht ignorieren, wechselten ein paar Worte und waren beide sichtlich erleichtert, wenn es überstanden war. Aber jetzt war Hannah umgezogen – in ein Mehrgenerationenhaus. Susa wusste nicht, ob sie neidisch sein sollte. Vielleicht war es schön dort, kommunikativ. Hannah war nicht attraktiver geworden über die Jahre. Wallekleider, um den Bauch zu überdecken. Hängebacken – obwohl – die hatte Susa auch, allerdings nicht so doll, dank Faceforming, und jetzt hatte sie sich über Fadenlifting informiert ... Hannahs Haare hatten ein schönes Grau. Es stand ihr. Vielleicht sollte Susa sie fragen, wie sie die Farbe hinbekam.

»Susa!« Hannahs Stimme klang hysterisch, überschlug sich fast, »sie haben ihn gefunden.«

Susa schloss die Augen und riss sie gleich wieder auf. Bilder, Erinnerungen versuchten, sie zu überfluten. Ein regloser Männerkörper. Weinen. Geschrei. Susa zwang sich, sie zurückzudrängen. Sie hatte Übung.

1976

Susa nähert sich schüchtern und voller Spannung dem Uni-platz, liest die Schilder und Demo-Plakate:

»Frauen, erhebt euch und die Welt erlebt euch!«

»Männer, verpisst euch und die Welt vergisst euch!«

Junge Frauen führen ein Stück auf; eine ist als Mann verkleidet, umarmt eine Frau, sie stößt ihn zurück, er wird aufdringlich, andere Frauen eilen ihr zu Hilfe ... Emanzen. Feministinnen. Susa kennt sie. Sie haben diese Villa mitten in dem verwunschenen Garten besetzt. In der Plöck 48; ein Frauenzentrum wollten sie dort gründen. Karl hat das als bürgerliche Selbstverwirklichung abgetan, aber selbst bei ihm, der sich für die Speerspitze der proletarischen Revolution hält, hat Susa Respekt herausgehört. Susa ist nur an dem Haus vorbeigeschlichen; sie hat sich nicht getraut hineinzugehen – nicht wegen der Bullen, die das Haus zwei Wochen später gewaltsam räumten, auch nicht wegen Karl, dessen Meinung ihr sowieso egal ist, sondern weil sie sich klein und unbedeutend fühlt. Diese Frauen sind so mutig. Kämpferinnen! So selbstbewusst, wie sie selbst nie sein wird.

Im Straßentheater besiegen die Frauen gerade den »Mann«; eine von ihnen trägt ein Plakat nach vorne: »Mein Bauch gehört mir!«

Susa greift sich unwillkürlich an ihren eigenen. Sie schaut sich um. Lauter Paare – er mit Wampe und Hut, sie mit ordentlichen Dauerwellen, verkniffene Gesichter.

»Aggressives Pack! So benimmt man sich nicht als Frau!«, zischt ein Mann, packt seine Frau am Ellenbogen und schiebt sie aus der Menge heraus.

Susa mustert die Frauen. Drei von ihnen sehen interessant



aus. Einer fallen die schwarzen Locken bis fast an die Taille, sie trägt ein Kleid wie aus Omas Kleiderschrank, weit ausgeschnitten, mit großen Blumen. Die blonde Sängerin ist spitz und hübsch frisiert, in Boutique-Klamotten. Die Große wirft kokett ihr Haar zurück; sie ist komplett schwarz angezogen, aber das hat nichts von Beerdigung, sondern wirkt gefährlich und stark. Eine Frau in Jeans und T-Shirt verteilt Flugblätter. Die meisten Zuschauer wenden sich ab, aber Susa greift begierig zu. Genau wie die Frau neben ihr, die ihr ein irritierend inniges Lächeln schenkt, dabei wirkt sie eher bieder, mit schlammiger Hausfrauen-Dauerwelle. Und dann zwinkert ihnen auch noch die große Schwarze zu. Susa dreht sich erschreckt um und rennt davon.

»Mein Bauch gehört mir!«

Susa schaut sich das Flugblatt erst an, als sie in der Wohnung ankommt. Karl hat ihr einen Brief dagelassen und sich wortreich entschuldigt, er müsse jetzt leider ins Politbüro. Er würde aber so schnell wie möglich wiederkommen und dann könnten sie ja noch mal reden. Alles würde in Ordnung kommen. Er liebe sie über alles und würde auch ihre Eltern anrufen und ihnen sagen, dass sie schwanger sei, wenn sie das so bedrücke, und bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten.

Er hat nichts begriffen.

Ihre Eltern haben keine Ahnung, dass Karl existiert. Als sie Susa vor vier Wochen überraschend besuchten, musste Karl Hals über Kopf ihr gemeinsames Zimmer räumen.

»Sie sind so konservativ, die akzeptieren das nicht, dass ich mit einem Mann zusammenlebe! Das ist ›wilde Ehe‹ für sie.«

Karl verstand – ihm blieb auch nichts anderes übrig. Die meisten Eltern denken so. Und schließlich haben sie tagelang

über ihre Familie geredet, über den Mief und die Selbstverständlichkeit, mit der sie über Susa bestimmen. Susa hat alle Hinweise auf ihn, Klamotten, Bücher, Rasierzeug, zusammengepackt und Karl mit den zwei Kartons fortgeschickt.

»Ich ruf dich an, wenn sie wieder weg sind.«

»Aber willst du nicht, dass sie mich kennen lernen?«

»Später vielleicht.«

Das Später würde nie kommen, das wusste Susa damals schon. Sie weiß auch, warum sie schwanger ist. Nicht aus Liebe. Sie langweilt sich mit Karl. Vor allem im Bett. Deshalb hat sie ihn festgehalten, als er wie immer vor dem Orgasmus raus wollte – es war so wohlig, es war so intensiv, sie sehnte sich danach, dass alles war wie früher, als sie sich in ihn verliebt hatte – es würde schon nichts passieren ... Jetzt ekelt sie sich.

Unten auf dem Flugblatt steht eine Adresse, eine Telefonnummer und: »Wenn du in Not bist, komm zu uns.« Genau das wird Susa jetzt tun. Sie packt ihre Lieblingsklamotten zusammen und ist fast unbeschwert, als sie das Haus in der Ingrimstraße verlässt, die Höhle vergangener Zweisamkeit.

Sie legt Karl einen Zettel hin: »Ich bin weg, such mich nicht. Ich liebe dich nicht mehr.«

An der Tür dreht sie sich noch einmal um und schreibt: »Und schwanger bin ich auch nicht. Fehlalarm.«

Nicht dass er auf komische Ideen kommt.

Das neue Frauenzentrum liegt in einem malerischen Hinterhof in der Dreikönigstraße, mitten in der Altstadt in einer ehemaligen Tischlerei. Kopfsteinpflaster, abblätternder Putz. Es ist gut, dass die Hausfrau mit der Dauerwelle, die ihr beim Straßentheater zugelächelt hat, ebenfalls auf das Tor zukommt. Sonst würde Susa es sich vielleicht noch anders überlegen.

Sie gibt ihr die Hand, ganz förmlich: »Guten Tag. Ich hei-
ße Renate!« Und so stehen sie gemeinsam in der Eingangstür
vom Frauenzentrum – beide mit einem Koffer in der Hand.
Die Sängerin – Hannah – sitzt mit der großen Schwarzen auf
einem abgewetzten dunkelroten Omasofa; sie schauen ihnen
entgegen.

»Hey, ihr wart vorhin bei unserem Straßentheater!«, ruft
Hannah, und Susa bricht in Tränen aus.

Niemals zuvor hat jemand Susa so spontan, so warm und
herzlich in die Arme geschlossen. Ein Nasenstüber und ein
Tätscheln der Schulter – mehr Zuwendung gab es nicht in
ihrer Familie. Zärtlichkeiten wie die von Hannah kennt Susa
sonst nur von Männern, die mit ihr schlafen wollen.

»Wein ruhig, das tut gut. Komm wir setzen uns auf die Ma-
tratze.«

Hannah hält ihre Hand und schenkt Tee ein. Über ihr
ist ein riesiges rotes Frauenzeichen an die Wand gemalt, ge-
sprengt von einer Faust. Auch sie eindeutig weiblich.

Hannah bemerkt Susas Blick, in ihrer Stimme liegt Stolz:
»Wir Frauen durchbrechen alle Widerstände und bekämpfen
alle, die uns einsperren und unterdrücken wollen! Kein Mann,
kein Mensch hat das Recht dazu. Dafür steht die Faust.«

Susa ist beeindruckt. »Bist du die Chefin hier?«, fragt sie.

Hannah lacht. »Chefs – pff – das brauchen nur Männer!
Zuerst bekämpfen und unterdrücken sie sich gegenseitig und
dann suchen sich noch die kleinsten Würstchen eine Frau, die
sie treten können. So kann sich jeder Mann als Chef fühlen.
Mit 'ner Sklavin zu Hause. Aber damit ist es jetzt vorbei.«

So viel Energie und Kampfgeist liegt in ihrer Stimme – wie
bei Susas Mutter, wenn die sich für ihre Kinder einsetzt.

»Hier geht es um mich!«, Susa durchströmt ein Hochgefühl. »Ich brauche keinen neuen Mann, wenn ich Karl verlasse.«

»Du willst das Kind nicht?«, unterbricht Hannah ihre Gedanken. Woher weiß sie, dass Susa schwanger ist?

»Frauen stehen aus zwei Gründen mit dem Koffer bei uns vor der Tür: Ihr Macker schlägt sie oder sie sind ungewollt schwanger ...« Sie sieht Susa prüfend an. »In welcher Woche bist du denn?«

»Ich weiß nicht.«

»Und deine letzte Periode – wann war die?«

»Ich glaube Anfang April.«

»Das ist schon zwölf Wochen her. Wenn du noch abtreiben willst, müssen wir schnell was unternehmen!«

In Susa macht sich Panik breit. Sie hat nie einen Plan, wann ihre Tage genau einsetzen, wird immer überrascht von dem Blut in ihrer Unterhose. Sie mag es, wenn es fließt, aber es ist auch fast immer eine kleine Katastrophe, weil sie garantiert keine Binden daheim hat und oft finanziell zu knapp ist, um welche zu kaufen. Deshalb war ihre Menstruation schon mehr als zwei Wochen überfällig, bevor sie anfang, sich Sorgen zu machen und diese dann verdrängte. Jetzt spannt ihre Brust und leichte Übelkeit durchzieht den Tag.

»Aber es wird doch noch klappen?«

»Es gibt Ärzte, die uns helfen, keine Frauen. Leider. Die Schweine lassen uns nicht in die Gynäkologie rein. Aber jetzt studieren ein paar von uns Medizin – ganz unerschrockene Weiber.«

Hannah sagt Weiber – mit leichter Betonung. Sie klingt so überlegt, so überzeugend.



»Die werden es denen schon zeigen.« Hannah merkt, dass sie abschweift: »Wir müssen uns beeilen, aber sorg dich nicht. Ich telefonier' gleich mal mit 'nem Arzt, der uns unterstützt, das wird schon. Und vielleicht ...« Sie stockt. »Wir fahren am Freitag nach Frankfurt, zu der Abtreibungsfahrt nach Den Haag. Hast du davon gehört? Die Holländerinnen sind viel weiter als wir. Da gibt es Abtreibungskliniken, die nach 'ner ganz neuen Methode arbeiten. Es ist 'ne Solidaritätsfahrt. Aber wir kriegen das hin, dass du in Holland einen Termin bekommst«, sagt Hannah und sieht sie prüfend an, »wenn du wirklich abtreiben willst.«

Jetzt ist es Susa, die Hannah umarmt. Hannah ist ihre Heldin. Die Retterin aus ihrer desolaten Situation.

2018

»Hannah, ich dachte, das sei endlich mal vorbei. Das haben wir hundertmal durchgekauft. Du hast das Gutachten gelesen. Da kann nichts mehr sein.«

Bis vor zehn Jahren ist Hannah in regelmäßigen Abständen aufgetaucht, wenn eine Leiche in und um Heidelberg entdeckt wurde. Am Anfang hatte sich Susa in Panik versetzen lassen, dann war sie nachsichtig geworden, später genervt. Glücklicherweise hatte sie eine Expertise gefunden, die wissenschaftlich belegte, wann welche Teile des Körpers und welche Knochen verwesen. Danach gab Hannah Ruhe. Doch vor kurzem hatte sie sich frühpensionieren lassen. Menschen wurden merkwürdig, wenn die Arbeit wegfiel. Susa erlebte das tagtäglich in der Bahnhofsbuchhandlung. Doch Susa wollte nicht, dass die Erinnerungen wieder in ihr Hirn eindrangen,



sich dort breit machten. Sie durften nicht entkommen aus dem Kerker, in dem Susa sie eingesperrt hatte. Ihr Mann, ihre Kinder waren die Schlösser, die unwissenden Hüter, mit denen sie sie gebannt hielt.

Heute erst hat sie den ersten Liebesbrief von ihrem Mann Abraham bekommen. Aus Malta. Das Telegramm, dass er gut im Senegal angekommen war, war vier Tage alt. Sie hatten miteinander gekämpft. Abraham wollte unbedingt mit dem Motorrad den afrikanischen Kontinent bereisen. Vor einem halben Jahr hatte er die Diagnose Rheuma bekommen. Alle Knochen taten ihm weh, die Füße und die Hände waren steif, vor allem am Morgen, Susa konnte nicht übersehen, wie mühsam er sich bewegte, wie er sich zusammenkrümmte. Seine Finger wurden krallenähnlich. Es schmerzte, ihn anzuschauen. Sie versuchten alles Mögliche, Susa schleppte Bücher an, las Untersuchungen; sie zogen Öl, kochten basisch, ließen Zucker weg, aßen keinen Weizen, keine Eier mehr, stellten auf vegan um, reinigten den Darm. Und plötzlich waren die Beschwerden verschwunden. Der Arzt sagte, es könne jederzeit wieder aufflackern, aber er gab Abraham ein Dreivierteljahr Pause. Geschätzt. Abraham wollte weg, die Galgenfrist, wie er es nannte, nutzen, noch ein paar Träume verwirklichen. Afrika, Südamerika, die Welt sehen, aber vor allem Afrika. Und das alles auf dem Motorrad! Wärme wäre heilsam!! Susa konnte seine Sehnsucht nicht nachvollziehen; der Easy-Rider-Trip befremdete sie, aber sie ließ ihm seine Begeisterung. Auch wenn sie Zweifel hatte und Angst.

Abraham war ihre große Liebe, ihr Anker. Er hatte sie leicht gemacht, sie vergessen lassen, was sie getan hatte. Manchmal schwenkte er sie einfach im Kreis, aus heiterem Himmel,



ohne Anlass. Doch als er Rheuma bekam, verschwand seine übermütige Seite; und kehrte zurück mit der Idee, Afrika zu bereisen. Susa hatte die drückende Schwere von Abrahams Stimmungen kaum ausgehalten und war glücklich, als sie sich in den Plänen auflöste. Schon deshalb war sie einverstanden. Verdrängte alles, was sie je über Mali, Marokko, die Wüste, den IS-Terror gelesen hatte. Auf vier Monate Trennung hatten sie sich geeinigt. Dann würden sie sich in Montevideo treffen. Ohne Motorrad. Er mit Afrika im Gepäck und in seinem Fotoarchiv, sie mit der Erfahrung von zwei Monaten Buenos Aires und vielleicht noch Sao Paulo, mal schauen, wie sie zurechtkam.

Susa war davon ausgegangen, dass sie sich über WhatsApp verständigen würden oder irgendeinen sympathischeren Messenger-Dienst. Doch Abraham lehnte digitale Kommunikation ab und blieb stur.

»Das ist nur Pseudonähe« Susa kannte seine Argumentation, »wir tun so, als würden wir kommunizieren. In Wahrheit machen wir uns sprachlos, weil wir ja schon alles gesagt haben. Dabei wissen wir nichts von den anderen, werden überwältigt von dem Physischen, wenn es wieder möglich ist.«

Susa hatte alle Register gezogen, geweint, die Kinder geschickt, um ihn zu überzeugen, und als Kompromiss besaß er jetzt ein Handy für Notfälle. Wahrscheinlich würde er es verlegen oder verlieren.

Es klingelte. Susa machte sich bereit. Sollte Hannah es wagen, sie hier mit dem Scheiß zu belästigen, konnte sie was erleben. Wahrscheinlich hämmerte sie gleich an der Tür – Susa hatte sie am Telefon ziemlich unfreundlich abgewürgt: »Lass gut sein, wir haben das oft genug durchgekauft. Ich war sicher,



du hast endlich Vernunft angenommen. Mich interessiert diese Geschichte nicht mehr und wenn du jetzt durchdrehst, weil du zu viel Zeit hast, ist das dein Problem. Ich fliege nach Südamerika, da geht mir das alles am Arsch vorbei. Ich werd jetzt definitiv nicht mit Vergangenheitsbewältigung anfangen.«

Nach diesen bewusst drastischen Worten hatte sie aufgelegt und den Telefonstecker gezogen. Ihre Handynummer kannte Hannah nicht. Susa hatte sich großartig gefühlt. Ganz offensichtlich ein vergänglicher Triumph angesichts Hannahs Hartnäckigkeit – doch dann drehte sich der Schlüssel.

Vor ihr stand Lisa. Susas Älteste. Susa liebte sie so, wie man nur sein ältestes Kind liebte: staunend über das Wunder, ein Kind geboren zu haben. Staunend, dass es so ähnlich geraten war und so ganz anders. Völlig außer sich über jeden Schritt, den sie getan hatte und jemals tun würde. Lisa hatte ein solches Sicherheitsbedürfnis; als Kind hatte sie ihre Mutter an der Straße festgehalten, wenn sie die unbekümmert überqueren wollte. Noch heute konnte sie sich quasi-mütterlich über ihre Mutter aufregen.

»Ich kann nicht mit packen, Mama.« Hatte sie vor zwei Wochen erklärt. »Aber ich komme spontan, wenn es mir passt. Du willst mir doch bestimmt sagen, wo irgendwas ist und wie ich im Notfall reagieren soll undsoweiter. Ich habe schon eine ganze Liste mit Fragen gemacht.«

Und jetzt stand sie vor ihr. Im unpassendsten Moment. Und warf sich ihrer Mutter umstandslos in die Arme.

Ob irgendetwas mit Richard war? Lisa lebte seit einem guten Jahr mit ihm zusammen. Sie arbeiteten in derselben Marketingagentur und Lisa war vor kurzem karrieremäßig an ihm vorbeigezogen. Weil sie mindestens doppelt so kreativ und

scharfsinnig war, hatte Susa voller Stolz gedacht. Ob es deshalb böses Blut gab? Susa zog ihre Tochter ins Wohnzimmer.

»Komm, wir setzen uns aufs Sofa, Liebes.«

Vielleicht hatte Richard sich von ihr getrennt. Hoffnung keimte in Susa auf. Und Sorge. Sie hatte ihn nie gemocht. Was wenn ihre Tochter sie jetzt brauchte? Sollte sie ihren Flug verschieben?

»Mama, mir ist so schlecht.«

Susa begriff sofort: »Du bist schwanger?«

»Ja. Und ich weiß nicht, wie ich es Richard sagen soll. Ich glaube, ich trenn mich von ihm, kündige, und er erfährt niemals, dass er ein Kind hat. Ist das nicht eine gute Idee?«

In Susa stieg ein Lachen auf – ein Glück. »So schön, dass du schwanger bist. Und wie Papa sich freuen wird.« Sie umfasste ihre Tochter und küsste sie ab.

»Und was meinst du mit Richard?«

Lisas Stimme klang piepsig. Susa war Richard in diesem Moment herzlich egal, aber Lisa wollte einen Rat – und Susa sollte mütterlich und vernünftig sein.

»Warum willst du es ihm denn nicht sagen? Hast du die Spirale entfernen lassen und er wusste nichts davon?«

»Meinst du, ich könnte sagen, ich sei trotz Spirale schwanger geworden? Das passiert doch manchmal ...«

Susa musste grinsen. Sie schüttelte den Kopf ...

»Ich glaube nicht, dass du dich davor drücken kannst, Richard reinen Wein einzuschenken.«

»Wieso nicht?«

»Du musst dafür Verantwortung übernehmen. Es ist euer gemeinsames Kind. Wie weit bist du denn?«

»Schon Ende dritter Monat. Ich habe es ignoriert ...«

»Na dann ist ja wenigstens die Übelkeit bald vorbei. Am besten du bringst es möglichst schnell hinter dich. Wissen deine Geschwister Bescheid?«

»Nur Eddi. Klara habe ich nicht erreicht. Wie immer.«

Jetzt verstand Susa, warum ihr Sohn vorgestern angerufen hatte. Edward meldete sich eigentlich nach klaren Regeln, jeden Samstag zwischen 14 und 18 Uhr.

»Hast du was von Lisa gehört?«, hatte er unvermittelt gefragt. Und dann irgendetwas gemurmelt von gemeinsam Auf Wiedersehen sagen. Vielleicht hätte sie beunruhigt sein sollen, aber sie hatte sich gefreut beziehungsweise gehofft auf irgend-eine Überraschungsaktion der Kinder.

»Was meint Eddi denn?«

»Er weiß nicht. Er würde sich verarscht vorgekommen an Richards Stelle, aber ich soll dich fragen.«

»Du musst es Richard sagen. Bei so was Existenziellem gibt es keinen anderen Weg.«

Susa bemühte sich ernsthaft zu sein und nicht einfach nur zu frohlocken vor Glück.

»Du kannst dich nicht davonschleichen und diesen neuen Lebensabschnitt mit einer Lüge beginnen.«

1976

Susa bewundert Hannah. Sie ist so unerschrocken, so kämpferisch. Hannah nimmt Susa mit zu sich nach Hause. Ganz selbstverständlich. Durch die Plöck laufen sie, überqueren die Ebert-Anlage hin zu einem imposanten, abgeammelten Mietshaus hoch über dem Altstadtgewirr. Dort wohnen nur Frauen, erzählt Hannah, Stolz in der Stimme, die meisten sind